

ISSN 0177-8706

9. Jahrgang 1993  
3. Quartal

---

# EVANGELIKALE MISSIOLOGIE

---

**3/93**

**Arbeitskreis für evangelikale Missiologie**

**Aus meiner Sicht**

**66**

Karl-Heinz Klapprodt

**Die Kontextualisierung der  
biblischen Botschaft**

**68**

Ursula Wiesemann

**Dunkel um Dorothy Carey?**

**73**

H. Miriam Ross

**Rezensionen - Bedeutende Missionare - Mission im NT - Zum Nachschlagen -  
Bestellangebote - Missiologische Begriffe - Dokumentation China - Buchliste**

## Aus meiner Sicht

### Fehlplanung, oder: Sägen Missionswerke am Ast, auf dem sie sitzen?

#### Denkansatz

Nach der Vorgabe durch den Missionsbefehl: Machtet zu Jüngern alle Völker, bedarf es eines Rahmens für das Vorgehen. Das NT zeigt uns dafür die Gemeinde – als Instrument, nicht als Endziel! So steht die Gemeinde mit der Mission in einer Wechselbeziehung: Mission führt zur Gemeinde – Gemeinde führt zur Mission, usw. Dieser Kreislauf wiederholt sich als Kontinuum bis unser Herr wiederkommt.

#### Biblische Grundlagen

Die oft betonte Meinung, die Gemeinde müsse die gesamte Außenmission betreiben, wird durch Wiederholung nicht richtiger. Dieses Argument befürwortet denominationelle Mission und erklärt unabhängige Missionswerke für unbiblich, ein Argument auf sehr schwachen Füßen. An welchem biblischen Modell kann man sich denn orientieren?

Die Aussendung des Paulus und Barnabas (Apg 13) gibt für denominationelle Mission kaum Fundament her. Im Gegenteil, sie unterstützt die Grundlage unabhängiger Werke. Abgesehen von der augenscheinlich nicht erfolgten Finanzierung durch die Gemeinde in

Antiochien, bekamen die Missionare auch keine Richtlinien oder Instruktionen mit auf den Weg. Es wird im Verlauf der Reisen sogar recht deutlich, daß sich die Apostel sehr gemeindegemein abhängig benahmten, Mitarbeiter zurückschickten (Apg 13,13), neue Mitarbeiter einstellten (zB. Timotheus, der in Antiochien nicht einmal bekannt war), ihre Gebiete, Methodik und Zeiten selbst festlegten und die Gemeinde lediglich informiert über das, was der Herr durch sie getan hatte (Apg 14,26–28).

Da an dieser Praxis auch während der folgenden Reisen nichts geändert wurde, steht sie Modell für freie Missionswerke, zumal sich andere Apostel ebenso verhielten (zB. 1Kor 16,12; Gal 2,7–10). Hinzu kommt, daß die Gemeinde der Ausgangsbasis in einem anderen Kulturbereich liegt als die entstandenen Gemeinden mit unterschiedlichem Wertgefüge, wie das Apostelkonzil (Apg 15) und der wiederholte Hinweis auf Frauen bei den griechischen Gemeinden zeigen (Apg 16–17). Wie hätte eine bodenständige Gemeinde des einen Kulturkreises auch im voraus Richtlinien für einen anderen Kulturkreis ausarbeiten können? Selbst im nachhinein gab es Streit darüber, und daran hat sich bis heute kaum etwas geändert.

#### Zusammenarbeit heute

Die Schnittstelle zwischen Gemeinde und Mission heißt heute fast ausschließlich: GELD. Die Missionen, die mit einem Gemeindeverband als

---

---

# em

**Herausgeber:** Arbeitskreis für evangelikale Missiologie und Freie Hochschule für Mission, Korntal.

**Redaktion:** Dr. Klaus Fiedler (verantwortlich); Friedhilde Stricker; Christof Sauer; Dr. Thomas Schirmacher.

**Schriftleitung:** Dr. Klaus Fiedler, POB 280, Zomba, Malawi, Fax 00 (265) 522 046 oder 523 225 (Rezensionen: Christof Sauer, Schloßhof 1, D 72810 Gomaringen, Tel. 07072-80921, Fax 07072-80240).

**Bestellungen** und Korrespondenz betr. **Versand und Abonnements:** Gudrun Ebinger, Anna-Schieber-Weg 6, D 73728 Esslingen (Tel. 0711-312167).

**Konten** für em-Abonnenten: Für **Deutschland:** AfeM, Konto 416 673 Evangelische Kreditgenossenschaft (BLZ 600 606 06). Für **die Schweiz:** AfeM c/o Gudrun Ebinger, Konto 82-15925-5 Post-scheckamt Schaffhausen.

EVANGELIKALE MISSIOLOGIE erscheint vierteljährlich zum Quartalsanfang.

**Bezugspreis:** Jährlich DM 15.00 / SFr. 13,50 / öS 120.00 / D-O DM 0,00.

Mit Namen gezeichnete Artikel geben nicht unbedingt die Meinung der Herausgeber wieder.

**Druck:** Druckerei Hermann, Denkendorf

Hinterland gesegnet sind, haben dabei den Vorteil, durch ihre Verknüpfung meinungsbildenden Einfluß in den Gemeinden ausüben zu können. Ihnen stehen Möglichkeiten offen, an der Missionsgesinnung ihres Verbandes mitzuwirken. Aber nutzen sie diese Chance?

Freie Missionswerke haben es vergleichsweise schwer, auf lokale Gemeinden einzuwirken, sind sie doch angewiesen auf Einladungen, die von vorn herein begrenzt sind durch das Missionsverständnis der einladenden Gemeindeleitung, das an vielen Orten verkümmert ist in der Erwartung, daß ein Missionar nach einem Lichtbildervortrag sein ganzes Pulver verschossen hat und darüber hinaus nichts zu sagen weiß. Wenn dann noch die Kollekte des Abends mitgegeben wird, kehrt auch der Gewissensfrieden wieder ein im Bewußtsein, reichlich für die Missionierung der Welt getan zu haben.

Daß Gemeinden so denken, dürfen wir ihnen nicht verübeln, denn der Schlüssel zu dieser Denkweise liegt bei den Missionen. Was tun wir wirklich zur Verbesserung des Missionsverständnisses in den Gemeinden? Wie bereiten wir die Missionare auf ihre Gemeindedienste vor? Sind die Missionare bei ihren Gemeindefebesuchen am Wohlergehen der Gemeinden interessiert? Oder haben sie nur ihre finanzielle Pflichterfüllung im Kopf und entledigen sich des Auftrages als eines notwendigen Übels? Um es auf den Punkt zu bringen: Treten wir in den Gemeinden als Segensbringer oder als Geldholer auf?

#### *Zukunftsperspektive*

Wenn wir, die Missionen, nicht lernen, in Gemeinden Arbeit zu investieren zur Förderung der Missionsgesinnung, können wir zu Recht der Ausbeutung bezichtigt werden. Wir werden uns auch mit dem Gedanken vertraut machen müssen, daß unser finanzielles Aufkommen abmagert, da Kostensteigerung bei nicht wachsendem Hinterland den Spielraum einengt.

Information ist Bringschuld. Das hat die Wirtschaft lange begriffen. Auch Mission verläuft in unserem Lande nach marktwirtschaftlichen Gesichtspunkten mit Angebot und Nachfrage. Wie ein Landwirt nicht ernten kann vor

dem Säen, sollte auch eine Mission nicht kasieren vor dem Investieren.

Auf bisherige Anfragen in dieser Richtung innerhalb der AEM bekam ich den Hinweis, daß für die Information die FHM in Korntal zuständig sei. Welche Gemeinde kennt die FHM, Korntal? Welche Gemeinde weiß, was dort geboten wird? Wie kann sie das erfahren, wenn die FHM keine eigenständige Werbung machen darf? Werden die Gemeinden je von der Existenz der FHM erfahren, wenn die Werbung nur über AEM-Missionen läuft, deren Missionare in den Gemeinden andere Interessen haben als Information zum Wohle der Gemeinde?

Die Tendenz in der Mission geht deutlich in Richtung Verkürzung der Dienstzeit auf dem Felde mit noch kürzeren Heimatintervallen. Das bedeutet aber noch weniger Zeit für vertrauensbildende Maßnahmen in den Gemeinden. Wie kann Vertrauen wachsen ohne Berührung?

Viele Gemeinden wissen ja nicht einmal, daß es etwas über Mission zu wissen gibt jenseits des Dia-Vortrags. Hier muß unser Ansatz liegen, wenn zusätzliche Gemeinden für Mission erschlossen werden sollen. Es gilt, Gebetsgruppen in den Gemeinden einzurichten und zu organisieren. Es gilt, Pastoren zu überzeugen, daß keine Gemeinde durch die Mission verarmt, weder wirtschaftlich noch geistlich. Es gilt, Gemeindeglieder zu motivieren, sich auf Glaubensrisiken einzulassen. Ich habe Gemeinden gefunden, die so wenig Kontakt zur Mission hatten, daß sie nicht wußten, was sie mit ihren Missionskollekten machen sollten. Wollen Sie diese Gemeinden alle uns überlassen?

Karl-Heinz Klapprodt,  
Vereinigte Deutsche Missionshilfe

---

#### **Zitiert**

"Was gäbe es wohl zu lesen, wenn die Missionare alles veröffentlichten, was Weiße unter Farbigen an Gemeinheiten und Ungerechtigkeiten begangen haben?"

*Christian Keyßer: Eine Papuagemeinde. Kassel 1929, 249*

# Die Kontextualisierung der biblischen Botschaft

Ursula Wiesemann

Die Bibel umfaßt eine lange historische Entwicklung in einer Kultur, die weder als "westlich" noch "östlich", weder als "nördlich" noch "südlich" zu kennzeichnen ist – vielleicht am besten als "zentral" bezeichnet werden kann. Dessen ungeachtet ist sie der Mehrheit der Kulturen, in denen sie bis heute noch unbekannt ist, noch fremd. Und diese Kulturen repräsentieren Ethnien mit zwischen 3000 und 4000 verschiedenen Sprachen, wenn unsere bisherigen Kenntnisse einigermaßen zutreffen!

Jede Sprache ist eine Welt in sich, und nur durch Sprache kann man Zugang zu einer Kultur gewinnen. Sprache an sich spiegelt diese Kultur bis zu einem gewissen Grad wider; andererseits ist sie einem Wandel durch diese Kultur unterworfen und übt ihrerseits auch einen bestimmenden Einfluß auf sie aus. Ebenso befindet sich die Kultur eines Volkes ständig in einem Prozeß der Veränderung – außer in den seltenen Fällen, wo ein Volk in vollständiger Isolation lebt. In dem Maß wie auch die entferntesten Winkel jedes Landes entdeckt und besiedelt werden, wird auch die letzte Gruppe eines solchen isolierten Volkes bald in Kontakt mit der Außenwelt getreten sein.

Wie kann die Gute Nachricht in den Kontext dieser Völker übersetzt werden? Die Wycliff-Bibelübersetzer erreichen dies zuerst und vor allem durch das Medium der Sprache, die in sich die gesamte Kultur trägt. Um es vorwegzunehmen: dies ist ein langer Prozeß, denn eine Sprache zu erlernen, die der eigenen so sehr fremd ist, auch mit der besten Vorbereitung, die die Sprachwissenschaften anbieten können, ist eine harte, langwierige, aber faszinierende Aufgabe. Diese Tatsache hat aber auch ihre positive Seite: nur sehr allmählich wird ein Volk den Eindringling kennenlernen, seine/ihre Motive verstehen lernen und bereit sein, seine Freuden und Leiden und seine Anschauungen mit ihm/ihr zu teilen. Und nur wenn dies geschieht, kann die Botschaft kontextualisiert

und von dem Volk wirklich verstanden werden.

Es trifft zu, daß einzelne Menschen aus vielen Sprachgruppen zweisprachig leben. Können wir nicht durch ihre Vermittlung kontextualisieren, ohne durch den mühsamen Prozeß des Spracherlernens gehen zu müssen? Das wird oft versucht, aber es kann nur unter ganz bestimmten idealen Voraussetzungen gelingen. Nehmen wir den Fall eines Theologiestudenten in einer theologischen Ausbildungsstätte in Afrika, deren Unterrichtssprache Englisch ist. Seine gesamte Schulbildung erhielt er in Englisch und war zu diesem Zweck einen großen Teil seines Lebens nicht bei seiner Familie. Er versteht seine Muttersprache noch und weiß auch noch ziemlich viel von seiner Ursprungskultur – oder sollen wir sagen von der Kultur seiner Familie? Aber je weiter er in seiner Ausbildung fortschreitet, desto weniger ist er ein lebender Bestandteil jener Kultur. Seine Wertvorstellungen werden mehr von seiner Ausbildung als von seiner Familie geprägt. Jetzt studiert er die hebräische Sprache und Kultur und erarbeitet sich viel Wissen aus der Bibel und über sie. Und doch ist er damit noch nicht befähigt, dieses Wissen für sein eigenes Volk zu kontextualisieren. Das erfordert eine Vision und einen Unterricht, wie er an einem theologischen Seminar selten erteilt wird, weder im allgemeinen Überblick, noch als Anleitung für seine spezielle Sprachgruppe und Kultur, die ja seinen Lehrern nicht bekannt ist.

## *Kontextualisierungstraining*

Welches Training braucht man nun, um zur Kontextualisierung fähig zu sein? Hier ist es sinnvoller, konkrete Fälle zu bedenken. Der Fremde, der in eine ihm fremde Kultur hinein kontextualisieren will, muß damit beginnen, die Sprache zu lernen. Die beste Vorbereitung dafür bieten ein oder mehrere Kurse, die vom Seminar für Sprachmethodik (SIL) und den

Wycliff Bibelübersetzern (WBÜ) speziell zu diesem Zweck angeboten werden. Außerdem gibt es auch Orientierungskurse, die ihn so nah wie möglich an sein zukünftiges Umfeld führen. WBÜ bietet zum Beispiel in Afrika einen Afrika-Orientierungskurs an. Als nächstes muß der Übersetzer sich in eine Situation vor Ort, am besten in einem Dorf, einleben, wo er leicht Freundschaften schließen und sich den Menschen gleichzeitig bekanntmachen kann. Er muß die Sprache so lange lernen, bis er alles, was er sagen will, auch ausdrücken kann und den Unterhaltungen der Menschen mit ihm und untereinander folgen kann. Indem er am Dorfleben teilnimmt und sich mit seinen Freunden im Dorf ausführlich unterhält, lernt er viel über ihr Denken.

SIL-WBÜ arbeitet ausschließlich in Sprachen, in die das Wort Gottes noch nicht übersetzt wurde. Und diese Übersetzung verkörpert dann die bestmögliche Kontextualisierung zu diesem Zeitpunkt. Um Übersetzen zu können, reicht es nicht aus, zwei Sprachen gelernt zu haben oder die biblischen Sprachen gut zu beherrschen. Es gibt ein ganzes Regelsystem von Übersetzungsprinzipien, die bei einer effektiven Übersetzungsarbeit angewandt werden müssen. Und genau diese Prinzipien braucht der afrikanische Theologiestudent dringend, bevor er bereit und fähig ist, seinen Beitrag zur Kontextualisierung der Guten Nachricht in seine eigene Sprache und Kultur zu leisten.

#### *Ein Übersetzungsprinzip*

Zur Verdeutlichung möchte ich nur eines dieser Prinzipien anführen: Die ursprüngliche Botschaft wurde im "Kleid" einer bestimmten Sprache übermittelt, in einer bestimmten Kultur, durch einen bestimmten Autor für eine bestimmte Gruppe von Hörern oder Lesern. Sowohl der Autor als auch seine Zuhörer hatten eine Menge Allgemeinwissen und Voraussetzungen gemeinsam, weil sie sowohl die gleiche Sprache als auch dieselbe Kultur teilten und überdies auch noch Zeitgenossen waren. Allgemeinwissen und Voraussetzungen schlagen sich in diesen Texten eher implizit als explizit nieder, da Selbstverständlichkeiten normalerweise nicht ausgesprochen werden.

Obwohl der Autor der ursprünglichen Botschaft identisch bleibt, ändert sich im Übersetzungsprozeß doch das Zielpublikum, wenn dieselbe Botschaft in eine andere Kultur kontextualisiert wird. Und dieses neue Publikum hat andere Hintergrundinformationen und andere Denkvoraussetzungen als der Fremde (der

---

---

## **Der Autor und seine Zuhörer hatten eine Menge Allgemeinwissen und Voraussetzungen gemeinsam, die nicht ausgesprochen wurden**

---

---

Missionar) oder sogar als das zweisprachig und im Ausland ausgebildete Mitglied derselben Sprachgruppe (der afrikanische Theologiestudent). Deren Denkvoraussetzungen unterscheiden sich auch von jenen der Autoren der Botschaft, die der Missionar übermitteln will. In dieser Situation treffen also drei Kulturen aufeinander: die des biblischen Autors – die Ursprungskultur; die des Missionars – die vermittelnde Kultur; und die neue Zielkultur. Der Missionar versucht, den Graben zwischen dem biblischen Autor und seinen Zuhörern zu überbrücken.

Um diese Brücke überhaupt bauen zu können, muß er sein neues Publikum verstehen lernen, wobei er deren Denkvoraussetzungen keinem Buch entnehmen kann. Diese neuen Erkenntnisse kann er nur dann gewinnen, wenn er bei und mit ihnen lebt. Wenn er dann die Botschaft übersetzt, muß er viele Informationen, die der Autor unausgesprochen im Hintergrund ließ, weil seine damaligen Zuhörer Bescheid wußten, jetzt aussprechen und verdeutlichen. Er muß die notwendigen impliziten (und Hintergrunds-) Informationen, die der Autor übermitteln wollte, zurückgewinnen und die zum Verstehen der Botschaft notwendigen Kenntnisse aussprechen.

Dieses Prinzip kann leicht an einem Beispiel

aus der Ibaloi-Sprache (Philippinen) dargestellt werden, wenn man die ziemlich wortgetreue Übersetzung einer Ibaloi-Geschichte näher betrachtet:

Einer der Finder [eines Teils des vergrabenen Geldes] war Juan B. Sie kamen nachts zu seinem Haus, und er "tat-kapi-für-es" in jener Nacht in seinem Haus in Salakoban. Ja, in seinem Haus war es, wo er "kapi-für-es-tat."<sup>1</sup>

Am nächsten Morgen, als sie den Kopf aben, fiel der frische Kieferknochen herunter. Und er war nicht geneigt, als er fiel, sondern ziemlich aufrecht und zeigte nach Osten. Als die alten Frauen das sahen, sagten sie: "Tu-es-ein-zweites-mal. Vielleicht sahen-sie-es-nicht-als-ausreichend-an." Ja, Juan "tat-kapi-für-es-ein-zweites-mal."

Für die Ibaloi reicht dieser Text zum Verständnis völlig aus und übermittelt klar und deutlich seine Botschaft. Uns jedoch fehlen so viele Hintergrundinformationen, daß wir nicht einmal ansatzweise die Geschichte verstehen können, viel weniger mögliche Auswirkungen. Kontextualisierung beginnt jedoch damit, die Botschaft überhaupt zu verstehen!

Um jenes Verstehen zu erreichen, muß eine gewisse Menge an Hintergrundinformationen eingefügt werden, wie in der folgenden Übersetzung desselben Textes:

"Einer der Finder [eines Teils der vergrabenen Geldes] war Juan B. Sie kamen damit nachts zu seinem Haus, und er feierte in jener Nacht in seinem Haus in Salakoban das Fest des Kapi mit einem Schwein als Zahlung an die Ahnengeister. Ja, es war in seinem Haus, wo er das Fest des Kapi dafür feierte.

Am nächsten Morgen, als sie wie gewöhnlich nach Festen ein gemeinsames Dorffrühstück hatten, fiel der frische Kieferknochen des Schweines, das am Abend zuvor geopfert worden war, vom Dachvorsprung des Hauses, wo er traditionell aufgehängt wird. Er fiel nicht waagrecht, sondern eher senkrecht herunter und zeigte dann nach Osten, wo die Ahnengeister wohnen. Als das die alten Frauen sahen, betrachteten sie es als schlechtes Vorzeichen und mahnten: "Feiere noch einmal das Kapi - Fest. Vielleicht betrachten die Ahnengeister das Schwein, das Du ihnen geopfert hast, als nicht ausreichend." Und ja, Juan feierte zum zweiten Mal Kapi dafür."

Während auch diese erweiterte Übersetzung

<sup>1</sup> Beispiel von Lee Ballard, zitiert in: M. L. Larson: Meaning Based Translation, University Press of America, 1984, 459-460.

nicht alle unsere Fragen beantwortet, die zum Verständnis nötig wären, hilft sie uns zumindest, die Situation ansatzweise zu erfassen, so daß wir dem Geschehen folgen können. Dieses Beispiel verdeutlicht nur eines der vielen Übersetzungsprinzipien, die uns heutzutage zur Verfügung stehen, um die alte universale Botschaft so in eine neue Sprache zu fassen, daß die Sprecher jener Sprache ihren Inhalt verstehen können, ohne Griechisch oder Hebräisch zu beherrschen oder Spezialisten in jüdischer Kultur und jüdischem Denken sein zu müssen.

### *Verständnisprobleme*

Eines der größten Hindernisse bei dieser Aufgabe ist die Schwierigkeit, die Zielsprache wirklich zu verstehen, und zwar sowohl in ihrer Struktur als auch in ihren idiomatischen Wendungen. Das trifft nicht nur auf den Missionar aus dem Ausland zu, sondern auch auf den Afrikaner, der gleichzeitig mit der Kultur seiner Familie vertraut ist, aber auch mit dem Denken und Handeln der ehemaligen Kolonialmacht seines Landes, und doch nirgends ganz zu Hause ist. Im folgenden nur ein Beispiel der komplizierten Unterschiede zwischen häufig gebrauchten Umgangssprachen und einigen afrikanischen Sprachen:

In Ghomala', einer Sprache, die in Kamerun verbreitet ist, gibt es ein ungemein differenziertes Pronominalsystem. Jedesmal, wenn wir das Pronomen "wir" verwenden, muß ein Ghomala' Sprecher genau wissen, wie sich die "wir"-Gruppe zusammensetzt, da er sieben unterschiedliche Bezeichnungen mit jeweils unterschiedlichen Bedeutungen besitzt. Bezieht die "wir"-Gruppe nur den Sprecher und seine Gruppe ein? Oder bezeichnet sie den Sprecher und einen der Adressaten? Oder den Sprecher und mehrere Adressaten? Oder den Sprecher und einen nicht Anwesenden (eine dritte Person)? Oder mehr als nur eine dieser zwei Kategorien? Oder vielleicht sogar den Sprecher, einen Hörer und eine oder mehrere dritte Personen aus jeder dieser drei Kategorien? Um Ghomala' korrekt sprechen zu können, muß jede dieser Situationen genau gekennzeichnet werden, sonst können die Leute nicht verste-

hen, wer mit wem etwas an wem tut. Und diese Information ist die grundlegende Voraussetzung für ein Verstehen der Botschaft.

Die grammatischen Systeme der Ursprungssprachen (Griechisch oder Hebräisch), die Hauptumgangssprache (Verkehrssprache eines Landes) und die Zielsprache, in deren Kontext hinein die Botschaft übersetzt werden soll, müssen vom Übermittler der Botschaft gut beherrscht werden. Er muß selbst die Botschaft klar verstanden haben, um sie dann unmißverständlich und unverfälscht in der Zielsprache zum Ausdruck bringen können. Als zum Beispiel die Missionare in einem Dorf in Benin Jesus mit "Ich bin der Weg" zitierten, reagierten die Hörer so darauf: "Wenn Jesus sagt, daß ihr der Weg seid, dann werden wir euch folgen." Die Missionare standen vor einem linguistischen Problem, das durch linguistische Forschungen gelöst werden mußte.

Ein anderer wichtiger Aspekt dieses Prozesses ist der korrekte Gebrauch des Wortbestandes und der idiomatischen Wendungen, die die Botschaft vermitteln sollen. Zum Beispiel kann in vielen westafrikanischen Sprachen das Wort für "Glauben" als "Zustimmung durch Worte"

---

### **"Wenn Jesus sagt, daß ihr der Weg seid, dann werden wir euch folgen."**

---

übersetzt werden, als "Ja sagen zu Gott". Das Problem liegt darin, daß verbale Zustimmung nur ein Akt der Höflichkeit ist und nicht notwendigerweise Glauben oder Vertrauen fordert, und noch weniger Gehorsam dem Gesprächspartner gegenüber, dem man zustimmte! Es läßt sich leicht einsehen, welche Mißverständnisse der Botschaft auftreten können, wenn der Wortschatz mangelhaft eingesetzt wird. In einer westafrikanischen Sprache wurde die "Gnade Gottes" lange Zeit als "Unkräuter Gottes" übersetzt – verursacht wahrscheinlich durch eine ursprüngliche Verwechslung von "grace = Gnade" und "grass = Gras, Unkraut"

(in jenem Land ist Englisch die "europäische Sprache").

Während der Kontextualisierung des Evangeliums für die Kaingang-Indianer in Brasilien ereignete sich ein größerer Durchbruch, als wir endlich einen Ausdruck fanden, der "Sünde" korrekt wiedergab. Im zweiten Jahr unserer Arbeit in diesem Stamm wiederholte unser Lehrer täglich seine wichtigste Frage: "Warum mußte Jesus, der so ein guter Mensch war, sterben? Keine Erklärung stellte ihn zufrieden – wir waren in der Tat sehr durch unseren kleinen Wortschatz eingeschränkt: Sünde, Stellvertretung, Sühne waren nie ein Gesprächsthema in einem Kaingang-Dorf gewesen und existierten deshalb auch nicht als greifbare formulierte Wendungen. Während wir intensiv nach einem Wort für "Sünde" suchten, brachte Pedrinho, der Lehrer, den Begriff *to é*n "begehren" – genau der richtige Begriff, um das Zehnte Gebot zu übersetzen. Kaum hatte er das gehört, fragte er entgeistert: "Haben wir schon Gottes Wort gebrochen, wenn wir nur das begehren, was unser Nachbar besitzt?" Gottes Wort brechen, Gottes Gebot nicht gehorchen, was für eine treffende Bezeichnung für Sünde. Für die Kaingang-Indianer bedeutet diese Wendung: Gott hat gesprochen (die Heiligenbilder, die sie Gott nannten, konnten nicht sprechen). Gott hat ein Gesetz erlassen, dem wir Rechenschaft schuldig sind. Wir haben dieses Gesetz gebrochen und müssen deshalb eine schwere Bestrafung erwarten.

In derselben Woche, in der Pedrinho diesen neu geprägten Ausdruck fand, stießen wir noch auf ein anderes wichtiges Wort, das für "an unserer Stelle". Und nun konnten wir erklären: "Wir haben Gottes Wort gebrochen. Deshalb müssen wir sterben. Aber Jesus starb an unserer Stelle, so daß wir leben können." Pedrinho freute sich sehr über diese Erklärung und war prompt der erste, der diese Botschaft des Friedens annahm und die verwandelnde Kraft Gottes in seinem Leben erfuhr. Sein neuer Glaube wurde bald schwer auf die Probe gestellt – und er bestand sie glänzend. Jahrelang war er für seine Stammesgenossen wie ein Ausgestoßener, aber endlich erlebte er die Vollendung des Neuen Testaments und den Aufbau einer

lebendigen christlichen Gemeinde. Heute erinnern sich jene, die ihn kannten, mit großer Achtung an ihn, als an den einen, der 16 Jahre lang stark blieb, bevor andere wie er "in Jesus eintraten."

### *Ideophone*

Auf der Suche nach den richtigen Begriffen muß jedes Wort sorgfältig nach der Grundbedeutung und den erweiterten Bedeutungen, aber auch nach den Assoziationen, die dieses Wort weckt, überprüft werden, um herauszufinden, ob es sich als Vehikel für die beabsichtigte Bedeutung eignet. Die Sprache überrascht uns manchmal, indem sie uns Worte bietet, die die Botschaft gelungen wiedergeben, obwohl uns eigentlich das Wissen fehlte, nach ihnen Ausschau zu halten. Afrikanische Sprachen bieten zum Beispiel eine Fülle von Ideophonen, von Worten, die in den Köpfen der Hörer Bilder malen. Sie unterscheiden sich meistens von der übrigen Sprache und enthalten oft auch Laute, die nur in diesen Bildworten vorkommen. Aber sie sind sehr ausdrucksfähig und umfassen in einem kurzen Wort eine ansonsten langwierig zu erklärende Bedeutung. Betrachten Sie das folgende fünfzeilige Gedicht. Jede Zeile, außer der letzten, enthält nur ein Ideophon. Dieses Gedicht wurde von einem Gbaya (Zentralafrikanische Republik) nach dem Mord an John F. Kennedy verfaßt:

vir vir	Regenbringender Sturm
'bar 'bar	Verwüstung durch Sturm
'but	herabstürzender Baum
wéngbéréé	Totenstille nach dem Sturm
gásá te gbiná	ein großer Baum ist gefallen

Der richtige Gebrauch solcher Ideophone – oder idiomatischer Wendungen – verstärkt die Kontextualisierung, macht die Botschaft klarer und natürlicher und damit leichter verständlich.

Die Übersetzung des ganzen NT und schließlich auch der gesamten Bibel ist eine andere Möglichkeit der Kontextualisierung. Wir wissen nämlich oft nicht, welches biblische Buch wir für unsere Zuhörer als wichtiger ansehen sollen, da wir ihre Denkvoraussetzungen nicht kennen. Einer Indianergruppe in Mexiko verschaffte der Hebräerbrief die ent-

scheidende Information: die Priester des alten Glaubens werden durch Jesus übertroffen. Einer Sprachgruppe in Neuguinea war die Geschichte wichtig, in der Jesus durch seinen Speichel heilte (Joh 9). Ihre Heiler verwenden immer Speichel, tatsächlich werden die Heiler als "Spucker" bezeichnet – aber sie hatten noch nie von einem gehört, der auf diese Weise Blindheit heilen konnte! Für sie war das der Beweis für die Göttlichkeit Jesu.

### *Kontextualisierung und praktische Hilfen*

Einen wichtigen Bereich des Kontextualisierungsprozesses bildet auch die Hilfe in ganz konkreten praktischen Anliegen. Eine Möglichkeit wäre zum Beispiel, ihre bisher nur mündliche Sprache in schriftliche Form zu bringen. Auch dabei sind linguistische Prinzipien entscheidend wichtig, um den besten Weg zur Verschriftlichung zu finden. Das Schreibsystem sollte leicht erlernbar sein. Deshalb muß es der Sprache korrekt entsprechen und dem eigenen Sprachverständnis der Betroffenen entgegenkommen. Sobald ein gutes Schreibsystem gefunden wurde, sollten einige Leute versuchen, es sich anzueignen. Aus diesem Grund benötigt man auch pädagogisches Material. Die ersten Leser brauchen dann leichtverständliche Literatur, entweder gedruckt oder fotokopiert. Außerdem müssen Lehrer ausgebildet werden, bevor großangelegte Alphabetisierungskampagnen organisiert werden können. Das Bemühen um Alphabetisierung überzeugt oft die Menschen, daß sie uns wichtig sind, und wir stellen beispielhaft die Liebe Gottes zu ihnen dar. Bei der Übergabe des Neuen Testaments an die Kaingang-Indianer formulierte es eine Kaingang-Frau so: "Wenn Du uns irgendeinen Rat gibst, wissen wir, daß Du die Wahrheit sagst, weil Ihr es wart, die mit dem Schulsystem in unserer Sprache angefangen haben. Das war die beste Hilfe, die wir je erfuhren."

### *Kontextualisierung durch Übersetzung*

Wie geht nun WBÜ den Kontextualisierungsprozeß an? Zuerst und vor allem durch das

Übersetzungsprogramm. Die Grundkenntnisse für diese Aufgabe (Bibelkunde, Biblische Sprachen, Linguistik, Übersetzung, Anthropologie, Anpassung) werden durch regelmäßig stattfindende Workshops ergänzt. Deren Themen lauten unter anderen: Spracherwerb, Sprachanalyse, Verschriftlichung der Sprache, Erstellen von Lehrmaterial zur Alphabetisierung, kulturelle Aspekte der Zielsprache, Übersetzung, Einführung in die grundlegenden Übersetzungsprinzipien oder Übersetzung einzelner biblischer Bücher. Meistens nimmt der Übersetzer gemeinsam mit seinen Sprach- und Übersetzungsmitarbeitern teil, so daß sie als Team davon profitieren.

Die Übersetzung selbst kann in unterschiedlichen Graden der Zusammenarbeit mit dem Mitübersetzer erfolgen. In manchen Situationen arbeitet der Missionar mehr als Berater für den einheimischen Übersetzer. Im allgemeinen wird die Übersetzungsarbeit durch Alphabetisierungsaktionen oder andere Gemeinschaftsprojekte je nach Ausgangssituation flankiert. Die "klassische" Missionsarbeit der Lehre und der Verkündigung gehört nicht ins Pflichtprogramm für den "ausländischen Missionar", sondern vielmehr in den Verantwortungsbereich der einheimischen Christen, die durch die Übersetzungsarbeit gewonnen wurden. Tatsächlich bietet die Übersetzungsarbeit eine intensive biblische Schulung für den einheimischen Übersetzer, die ihn auf leitende Aufgaben in der Gemeinde vorbereitet.

Ist die Übersetzung des Neuen Testaments

und der Bibel einmal abgeschlossen, muß sie natürlich auch verbreitet werden. Für die jüngere Generation kann dies durch Leseklassen geschehen, aber die Älteren müssen die Botschaft mündlich hören – vielleicht auf Kassetten, durch Lieder und Auswendiglernen. Gründliche Untersuchungen darüber, wie die Verbreitung der Bibel am besten stattfinden kann, werden laufend erarbeitet, da es in diesem Bereich oft Schwachpunkte gibt, über die wir uns noch nicht allzulange im klaren sind.

SIL-WBÜ veröffentlicht eine Reihe von *Notes On – Studies*. Die bearbeiteten Teilbereiche zeigen deutlich, wie weit das Feld ist, auf dem die Kontextualisierung in Angriff genommen wird:

- Studien zur Linguistik
- Studien zur Anthropologie
- Studien zur Übersetzungsarbeit
- Studien zur Alphabetisierung
- Studien zu Verbreitung und Gebrauch der Bibel
- Studien zum Bereich "Übersetzung und Computer"

Auch wenn beträchtliche Anstrengungen unternommen werden, um alle Sprachgruppen zu erreichen, scheint die Aufgabe immer noch unabsehbar zu sein – mit unserem erweiterten Wissen wächst auch die Zahl der noch unerforschten Sprachen ohne Bibelübersetzung.

*Übersetzung und Überarbeitung  
nach Notizen von Ursula Wiesemann durch  
Friedhilde Stricker*

## Dunkel um Dorothy Carey?

**H. Miriam Ross**

*Übersetzt aus: Evangelical Missions Quarterly Vol. 28 No. 4, October 1992, S. 360ff. von Friedhilde Stricker*

Können wir aus dem Leben Dorothy Careys, der Analphabetin und die letzten Jahre ihres Lebens psychisch kranken Ehefrau William Careys, Bedeutsames lernen? Ich meine: Ja.

"Ungebildet", "phantasielos", "sie hatte we-

der den Mut noch die Kraft, Entbehrungen zu ertragen," so charakterisierten die Biographen Williams seine Frau Dorothy, die sich anfangs hartnäckig geweigert hatte, 1793 mit ihm nach Indien zu gehen und die in späteren Jahren bis

zu ihrem Tod psychisch krank auf der Missionsstation in Serampore lebte.

Wer war dieser fast unbekanntes Mensch am Rande der Missionsgeschichte? Sind die Biographen ihres Mannes auch ihr gerecht geworden? Ist ihre Lebensgeschichte für uns relevant? Was für ein Mensch war sie eigentlich?

Die junge Dorothy Plackett erhielt nur eine bruchstückhafte Schulbildung. Mädchen aus ihrer sozialen Schicht hatten in jener Zeit nur selten Zugang zum Bildungssystem, selbst wenn im eigenen Dorf eine Schule stand. Es war deshalb nicht verwunderlich, daß sich weder Dorothy noch ihre Brautjungfer am Hochzeitstag – es war der 10.7.1781 – ins Heiratsregister eintragen konnten.

Wir fragen uns wahrscheinlich, wie Carey eine solche Wahl hatte treffen können. Was faszinierte ihn, einen Mann mit aktivem, analytischem Verstand und einer unstillbaren Neugierde auf seine Umwelt, an Dorothy? Ein Biograph, S. Pearce Carey, stellt fest, daß

---

## Dorothy war zwar Analphabetin, aber keine schlechte Wahl

---

"Dorothy zwar Analphabetin war, aber keine schlechte Wahl. Sie kam aus einer puritanischen Familie; ihr Vater war der Leiter der örtlichen Versammlung der 'Dissenters', bei denen Carey aktives Mitglied war. Damals war Carey noch davon überzeugt, als Schuhmacher ein eifriger Diener Christi sein zu sollen. Noch sah er nicht die Härten und Entbehrungen seines Missionarslebens voraus."

Allmählich zeichneten sich jedoch Veränderungen in seiner Lebensplanung ab. Carey begann, in verschiedenen Dörfern zu predigen. Um seine wirtschaftliche Situation zu verbessern, zog er mit seiner Familie nach Moulton um, wo er zwei Jahre später ordiniert wurde. 1789 folgte ein Umzug nach Leicester. Dort war er ganztags als Lehrer tätig, arbeitete nebenberuflich als Schuhmacher und predigte sieben Mal in einem Zeitraum von zwei Wochen. In dieser Zeit festigte sich in ihm die

Erkenntnis, eine Berufung zu den "Heiden" in Übersee zu haben.

Wir wissen wenig über das Familienleben der Careys in England. William taufte seine Frau 1788. Sie gebar ihm sechs Kinder, von denen zwei im Alter von zwei Jahren starben. Ständig befand sich die Familie in finanziellen Schwierigkeiten, so daß sie sich oft nicht einmal die nötigsten Lebensmittel leisten konnten. Wir haben auch keinen Einblick, in welchem Ausmaß William seine Frau an seinen geistigen und geistlichen Interessen teilhaben ließ.

Sicher ist jedenfalls, daß er seine Anliegen mit seinen Amtskollegen besprach und daß er sich ein Jahr nach der Veröffentlichung seiner Schrift "Untersuchung" als Missionar nach Indien meldete. Er sollte Dr. John Thomas begleiten, einen Chirurgen, der schon für die Ostindische Kompanie gearbeitet hatte.

Zuerst weigerte sich Dorothy – im achten Monat schwanger – mit ihm zu gehen. Anfangs war sie den Bitten Careys gegenüber unzugänglich. Als jedoch ihre Abreise durch einen Krieg um sechs Wochen verschoben wurde, reagierte sie schließlich auf die düsteren Prognosen von Dr. Thomas, der ihr die Konsequenzen vor Augen stellte, falls sie ihrem Mann nicht folgen sollte. Sie lenkte nur unter der Bedingung ein, daß ihre jüngere Schwester Catharine sie zur Unterstützung ihrer Familie – der kleine Jabez war inzwischen drei Wochen alt – begleiten sollte.

Dorothys Widerstand gegen ihr Leben als Missionarsfrau ließ während der beschwerlichen Seereise, die vom 13. Juni bis zum 13. November 1793 dauerte – fast fünf Monate ohne festen Boden unter den Füßen und zwei Monate ohne auf ein anderes Schiff zu treffen – nur wenig nach.

In Indien setzten sich die Entbehrungen in unverminderter Härte fort. Während der ersten sechs Jahre zog die Familie von Ort zu Ort, während Carey versuchte, eine Missionsstation aufzubauen. Sie hatten selten oder gar keinen Kontakt mit anderen Europäern, auch nicht mit Dr. Thomas. Häufig fehlte ihnen das Nötigste zum Essen und ein Dach über dem Kopf. Oft schwebten sie in Lebensgefahr, wenn sie Hochwasser führende Flüsse durchquerten oder

auf Tiger und Schakale trafen. Sie litten an Malaria, Durchfall und anderen Tropenkrankheiten. Sechs Monate nach der Landung in Indien verließ Catharine ihre Schwester, um einen Engländer zu heiraten, der bei der Ostinischen Kompanie beschäftigt war. Im gleichen Jahr starb auch der fünfjährige Peter Carey.

Es brach zu viel über sie herein. Dorothy begann 1798, kurz vor der Geburt ihres siebten Kindes, unter schweren Wahnvorstellungen zu leiden. Ihre körperliche Belastbarkeit und ihre geistige Leistungsfähigkeit waren schon lange zerstört, bevor die Familie im Jahr 1800 endlich gemeinsam mit anderen Missionaren einen sicheren Zufluchtsort in Serampore aufgebaut hatte. 1801 schrieb Carey an seine Schwestern in England: "Mrs. Carey muß ständig eingesperrt sein; schon seit langem hatte sich ihr Zustand zusehends verschlechtert. Doch die Angst um mein und ihr Leben und die Auflagen der Ortspolizei machten es unausweichlich, in ihren Hausarrest einzuwilligen."

Am 8. Dezember 1807, sechs Jahre später, schrieb er einem Kollegen: "Es hat dem Allmächtigen gefallen, meine Frau durch den Tod heimzuholen. In den letzten zwölf Jahren hatte sie sich in einem Zustand außerordentlich belastender Geisteskrankheit befunden ... Sie erlag einem schweren Fieber, das ihrem Leben innerhalb von zwei Wochen ein Ende setzte."

Knapp 52 Jahre alt war Dorothy Carey geworden, als ihr irdisches Leben endete und sie auf dem Missionarsfriedhof in Serampore ihre letzte Ruhe fand.

Es scheint kaum eine ideale Ehe gewesen zu sein. Manche Biographen drückten sich ziemlich unverblümt aus: "Die Ehe war unerfreulich gewesen", "ein Fehler", "Frau Carey war eine fromme Frau, aber nicht besonders klug". Dr. George Smith, ein Biograph Careys, zieht folgende Bilanz: "Nie hatte ein Pastor, ein Missionar oder ein Gelehrter eine weniger sympathische Ehegattin, was wohl hauptsächlich auf ... eine latent vorhandene psychische Krankheit zurückzuführen war." Er fügt hinzu, daß Dorothy "bis zum Schluß eine Bauerntochter mit einem vorlauten Mundwerk blieb, ... die frühen Entbehungen ... die Fieberkrämpfe und der Durchfall ... überschatteten die letzten zwölf

Jahre ihres Lebens mit einer schweren Geisteskrankheit."

Zu Recht betrachten wir William Carey als den Vater der modernen protestantischen Missionsbewegung. Aber wie stehen wir zu seiner Frau Dorothy? Ganz sicher liegt im Leben die-

---

---

## **Ganz sicher liegt im Leben dieser Frau mehr verborgen, als die abfälligen Worte der Biographen ihres Mannes vermuten lassen**

---

---

ser Frau mehr verborgen, als die abfälligen Worte der Biographen ihres Mannes vermuten lassen. Wir gehen zum Beispiel sicher in der Annahme, daß sie eine gute körperliche Konstitution hatte. In England war die Ernährungssituation sicher nicht immer ideal, weil die Familie arm und die Auswahl an Lebensmitteln auch für besser gestellte Bevölkerungsschichten nicht besonders groß war. Während ihrer Jahre in Indien litt sie wiederholt an schweren Anfällen von Dysenterie und Malaria sowie an anderen parasitären Tropenkrankheiten. Trotzdem überstand sie insgesamt sieben Schwangerschaften, wobei vor allem die letzten von schweren Komplikationen begleitet waren. Außer diesen physischen Faktoren kamen noch zahllose andere belastende Situationen hinzu, die sich durch die Unsicherheiten und Gefahren der ersten sechs Nomadenjahre der Careys in Indien ergaben.

Es gibt auch Hinweise darauf, daß sie zu Beginn ihrer Ehe versuchte, einige Defizite ihrer Schulbildung auszugleichen. Als Carey unterwegs war, um Vorbereitungen für seine Abreise aus England zu treffen, erhielt er einen Brief seiner Frau mit der Geburtsanzeige ihres Sohnes. Hatte jemand nach ihren Anweisungen geschrieben, oder hatte sie inzwischen Lesen und Schreiben gelernt? Wahrscheinlich trifft letzteres zu, da sie zu Beginn des Jahres 1795, als ihre psychische Krankheit schon am Aus-

brechen war, an Dr. John Thomas einen Brief schrieb, in dem sie Anklagen und Vorwürfe gegen ihren Mann äußerte.

Wir stoßen auch auf Anzeichen fester Entschlossenheit. Als Carey die Ausreise nach Indien ankündigte, stellte sich Dorothy entschlossen dagegen, ein Verhalten, das in jenen Zeiten außergewöhnlich viel Mut erforderte, wo sonst eine Ehefrau ihrem Mann grundsätzlich zu folgen hatte und ihr Platz stets an seiner Seite war. Offensichtlich nahm Dorothy ihre Situation sehr ernst. Sie nannte den Sohn, dem sie kurz darauf das Leben schenkte, Jabez – "weil ich ihn in Sorgen gebar" (1 Chr 4, 9).

Dorothy war aber auch bereit, Entscheidungen zu revidieren, wenn sich die Umstände änderten. Ob es nun aus Mut, Furcht, Reue oder Liebe war – auf jeden Fall packte sie drei Wochen später ihren Hausrat innerhalb von 24 Stunden zusammen und überredete ihre Schwester, sie auf die Reise in eine ungewisse und unsichere Zukunft zu begleiten.

Sicher ist jedenfalls, daß das Eheschiff der Careys selten in ruhigen Wassern segelte. Doch muß auch ein Teil der Verantwortung dafür Carey selbst auferlegt werden. Er trieb sich selbst rastlos vorwärts und setzte ohne Unterbrechung seine ausgeprägten Fähigkeiten zur Konzentration und Selbstdisziplin ein. Sowohl in England als auch in Indien lebte er nach einem randvollen Tagesplan: Predigt, Gebet und Bibelstudium, Sprache lernen, Unterricht, Übersetzung der Bibel und anderer Literatur in zahlreiche Sprachen, botanische Studien, Aufsicht über Plantagen und Baustellen. Nicht zuletzt hielt er eine umfangreiche Korrespondenz aufrecht. War das seine Art, seine unbefriedigende Ehe auszugleichen? Oder war dieses Beschäftigungsprogramm eine Ursache für Dorothys psychische Krankheit?

Im Januar 1814 schrieb Carey an seinen frisch verheirateten Sohn Jabez: "Gib Dich nicht damit zufrieden, Deiner Frau nur nach den Regeln des Anstandes zu begegnen, sondern laß Liebe die Quelle Deines Verhaltens ihr gegenüber sein." Liebe jedoch kann nur dann glaubwürdig dem anderen gezeigt werden, wenn man fähig und willens ist, sich in die Ängste und Schwierigkeiten des anderen hin-

einzuversetzen. Entwickelten sich im Laufe der Zeit die menschlichen Eigenschaften und Lebenserfahrungen von William und Dorothy derart auseinander, daß sie sich in ein Grab der Gefühle zurückzog, das für ihn unzugänglich war? Durch die sehr knappen und unvollständigen Informationen ist es für uns heute nicht mehr möglich, Dorothys psychische Krankheit genau zu diagnostizieren, außer daß sie sich hemmend und zerstörerisch auf sie selbst und sehr belastend auf die Menschen ihrer Umgebung auswirkte. War es die Reaktion auf überwältigenden emotionalen Stress und zerschlagene Hoffnungen? Gab es auch eine geistliche Komponente dieser Krankheit? War sie eventuell genetisch bedingt? Gab es eine biologische Ursache? Aus der zeitlichen Entfernung können wir heute keine zuverlässige Diagnose mehr stellen.

Dorothys Lebensgeschichte macht uns sehr betroffen, aber sie stellt uns auch einige wichtige Fragen, die für die heutige Missionsarbeit relevant sind. Der erste Fragenkreis betrifft das

---

---

### **Dorothys Lebensgeschichte ist sehr belastend, aber sie stellt auch einige sehr wichtige Fragen, die für die heutige Missionsarbeit relevant sind**

---

---

Wesen der göttlichen Berufung, die jedem Christen gilt. Welche Schritte hätte man unternehmen müssen, um Dorothy ebenso eine Berufung in die Heidenmission zu ermöglichen wie William? Wie ist eine Berufung in den kulturübergreifenden Dienst zu definieren?

Wie können wir Menschen, die eine solche Berufung erfahren haben, auf ihrem Weg begleiten und ermutigen? Wie lassen sich geistliche und natürliche Gaben unterscheiden? Womit können wir jedem einzelnen Menschen dabei behilflich sein, sie als solche zu erkennen, zu pflegen und einzusetzen?

Ein zweiter Fragenkreis betrifft Ehe und Ehelosigkeit. Hätte William Carey ehelos blei-

ben sollen? Gibt es Orte und Arbeitsbedingungen, die Ehelosigkeit als Lebensform rechtfertigen, um Gottes Ruf in einer speziellen Situation gehorchen zu können?

Wie steht es mit der Ehe? Ruft Gott nur einen Partner, ohne auch dem anderen Klarheit darüber zu geben? Ist es von einem Partner jemals verantwortlich und klug, sich in die Arbeit zu stürzen, ohne auf die Gefühle des anderen Rücksicht zu nehmen? Darf ein Partner der klaren Antwort des anderen auf die göttliche Berufung Widerstand leisten und seinen Weg blockieren? Wie hätten sich diese Überlegungen auf den Lebensweg der Careys ausgewirkt, wenn man sich damals schon mit diesen Fragen auseinandergesetzt hätte?

Drittens müssen wir auch die Spannungen zwischen den Herausforderungen der Arbeit und den Bedürfnissen der Familie näher ins Auge fassen – und zwar sowohl im Inland als auch im Ausland. Wie hätte sich ein ausgewogeneres Zusammenspiel dieser Faktoren auf die Ehe der Careys ausgewirkt? Welche Schritte müssen gegangen werden, um in diesem Bereich Kompromisse zwischen Mann und Frau zu ermöglichen? Wie sehen die Verpflichtungen der Eltern gegenüber ihren Kindern aus, ganz besonders von Eltern, die

außerhalb ihres eigenen Kulturkreises arbeiten?

Der Name "Dorothy" stammt aus dem Griechischen: "Geschenk Gottes". Es gab bestimmte Zeiten, in denen sich Menschen im Umfeld Dorothys fragten, ob dieser Name überhaupt zu ihr paßte. War sie ein Opfer der Umstände? Muß sie für ihre Krankheit selbst verantwortlich gemacht werden? War sie eine nutzlose Magd, die ihren Aufgaben nicht nachkam (Lk 17, 10)? Oder war sie die Vorläuferin Tausender von Frauen, deren Leiden und Entbehrungen die Ausbreitung des Evangeliums förderten? Können wir sie als Vorbild in ihrem Umgang mit ihrer Depression nehmen, das anderen Frauen (und Männern) erlaubt, ihre Schwierigkeiten einzugestehen und an ihnen zu arbeiten? War ihr Glaube mitten in der Krankheit noch so groß, daß sie einen Platz im Buch des Lebens fand? Simson, Jephtha und David tauchen in der Reihe der Zeugen in Hebräer 11 auf. Fände Dorothy darin auch noch einen Platz?

Ich glaube schon, denn auf ihre persönliche Weise zeigt diese ungebildete "Bauerntochter mit dem vorlauten Mundwerk" die beständige Macht Gottes mitten in unaufhörlichem Leiden – Leiden, das sie durch die Dunkelheit des Wahnsinns führte, bevor sie in die strahlende Gegenwart Gottes treten konnte.

---

### Zur Diskussion

## Eine neue Definition von Bekehrung

*"Unsere ersten Missionare waren voller Hingabe und Eifer, hervorragende Eigenschaften, die nur noch von einer gewaltigen Naivität übertroffen wurden. Vielleicht muß es so sein, wenn die Jungen und Begeisterten sich kopfüber in den Kampf der Mächte stürzen. Hunderte wurden eiligst auf das Bekenntnis des 'Glaubens' getauft, von denen ein großer Teil nicht die blasseste Ahnung hatte, was Glaube oder Taufe bedeuteten. In jenen Tagen der Begeisterung nahm man das kleinste Zeichen der Zustimmung bei irgend jemandem als Beweis für eine weitere 'Bekehrung'. Aber unglücklicherweise wird die gesammelte Finsternis von Jahrhunderten nicht immer durch einen flammenden Blitz ausgelöscht, wenn erstmals die vier geistlichen Gesetze rezitiert werden, und das umso weniger, wenn diese erste Verkündigung in einer Verkehrssprache geschieht, die von den Hörern nur teilweise verstanden wird." (Tom Steffen, Pre-Evangelism: Part II in: Outreach [NTM Research and Planning] Dez. 1981,2).*

Die New Tribes Mission hat aus dieser Unzufriedenheit die Konsequenz gezogen, ihre Bekehrungspredigt völlig umzustellen. Sie nutzt dabei die Methode, die Trevor Illwain auf den Philippinen entwickelte: die chronologische Missionsmethode, mit der in etwa 50 Wochen die Heilsgeschichte chronologisch und narrativ dargeboten wird. Alle Geschichten weisen auf Jesus, aber die Botschaft der Erlösung wird erst gegen Ende, meist im Rahmen der Passions- und Ostergeschichten, weitergegeben.

Sehen Sie die Dinge auch so? Welche Erfahrungen haben Sie in Ihrer Arbeit gemacht? Als Ergänzung zu H. Kasdorfs systematischer Darstellung (93–2) lädt er zu Beiträgen aus der Erfahrung und Beobachtung ein.

Falls Sie sich ausführlicher über die chronologische Missionsmethode und Erfahrungen mit ihr informieren wollen, schreiben Sie an den Schriftleiter (POB 280, Zomba, Malawi).